

wird es dem Leser schwer, zu entscheiden, ob er dem Einarbeiten der seit der vorigen Ausgabe gezeitigten Forschungsergebnisse oder ihrer inneren Durchdringung und Systematisierung mehr Anerkennung zollen soll. Doch ist das Zweite wohl wertvoller; denn es macht nicht bloß die Lesung des umfangreichen Bandes genußreich, es läßt auch klarer die Bedeutung der experimentellen Psychologie für die spekulative Psychologie und für andere Wissensgebiete aufleuchten.

Die spekulative Psychologie mit ihren allgemeinen Sätzen weiß notwendig mit nur sporadischen Ergebnissen des Experiments wenig anzutangen und wird die Auffassung beibehalten, daß der Erfolg den aufgewandten Mühen in keiner Weise entspricht. Wächst aber das Material, nimmt es Gestalt und Struktur an, erlaubt es, allgemeine Gesetze aufzustellen über die großen Seelengebiete des höheren und niederen Erkennens, Fühlens, Strebens, werden gar wertvolle Ergebnisse aufgezeigt über das Ich als Träger der einzelnen psychischen Funktionen, als deren Verknüpfer zu immer höherer Einheit bis zu den höchsten Lebenszielen der Sittlichkeit und Religion, über die Gesamtpersönlichkeit in Sein und Werden, in sich genommen und in der Gemeinschaft: dann kann man sich der Wahrheit nicht mehr verschließen, daß die beiden Methoden, die von oben und die von unten, sich die Hand reichen.

Was das Verhältnis zu anderen Wissensgebieten angeht, so sei nur kurz hingewiesen auf das der Experimentalpsychologie zur Religionspsychologie. Hier bieten die Forschungen über Affekte und höhere Gefühle, zumal die von McDougall und Shand, Grundlegendes. Was über den Willen gesagt wird, ist fast alles zu verwerten: Gewohnheitsbewegungen für die Erforschung des mündlichen Gebetes, Arbeitsfreude für den Einbau der religiösen Motive, Intensität des Wollens und Abhängigkeit von Trieben und Motiven für seine religiöse Beeinflussung, verschiedene Charaktere und Temperamente für die religiösen Typen, die Lebensziele für die Stellung der Religiosität in ihrer Reihe. Auch über die religionspsychologische Literatur und die Ergebnisse der Forschungen gibt Fröbes einen kritischen und gut zusammenfassenden Überblick. Die anormalen Geisteszustände, mit deren Beschreibung das Werk schließt, müssen bei der Erklärung außerordentlicher religiöser Phänomene notwendig zum Vergleich herangezogen werden, um die Grenzen des Könnens der Natur sicherzustellen.

Ähnliche Anleihen können auch andere Wissenszweige bei der experimentellen Psychologie machen. So kann man die vorzügliche Neuausgabe gerade dieses Teiles über das höhere Seelenleben nur dankbar begrüßen.

E. Raitz v. Frentz S. J.

Egenter, Richard, Gottesfreundschaft. Die Lehre von der Gottesfreundschaft in der Scholastik und Mystik des 12. und 13. Jahrhunderts. gr. 8^o (XV und 339 S.) Augsburg 1928, Filser. M 18.—; geb. M 20.—.

E. hat den glücklichen Versuch unternommen, ein einziges Problem die ganze Hochscholastik hindurch bei den wissenschaftlichen und den mehr praktisch eingestellten Schriftstellern zu verfolgen. Sieht man auf das Ganze, so kann man ihm nur zustimmen, wenn er sagt, Scholastik und Mystik seien keineswegs Gegensätze; denn die mystischen Schriftsteller hängen entweder unmittelbar von ihren scholastischen Zeitgenossen ab oder sie benutzen die gleichen Quellen wie jene: Aristoteles, Cicero, Ps.-Dionysius, Augustin. Nicht weniger wichtig scheint

das fast entgegengesetzte Resultat, das sich beim Lesen aufdrängt: die nicht geringe Selbständigkeit der Autoren, die eigene Weiterarbeit an den Problemen.

Im ersten Teil bietet E. eine überaus klare Darstellung der Liebe und Gottesfreundschaft bei Thomas und zeigt, wie die von Aristoteles und Dionysius übernommenen Elemente eine im wesentlichen geniale Synthese finden, trotz einzelner Unebenheiten. Das Übrerragende des Aquinaten tritt um so stärker hervor, da die übrigen kürzer und mehr auf ihre Sondermeinungen hin behandelt werden: Albertus, Heinrich von Gent, Alexander von Hales, Bonaventura, Skotus u. a. Des Skotus überspannten Begriff einer absolut selbstlosen Liebe, der wenigstens logisch zum später verurteilten *amor desinteressatus* der Quietisten führt, weist Verf. mit Recht zurück, dagegen scheint er dem hl. Bonaventura nicht ganz gerecht zu werden.

Sehr wird man es dem Verf. danken, daß er zwei Schriftchen, die zwischen Scholastik und Mystik stehen: das früher dem hl. Thomas zugeschriebene *De dilectione Dei et proximi*, und die *Spiritualis amicitia* des Aelred von Rieval, ausführlicher analysiert und einige Proben der geistreichen Gedanken des Ramón Lull über die Gottesfreundschaft geboten hat. Was schon diesen Abschnitt auszeichnet, wird im letzten noch mehr ersichtlich, der Stellen asketisch-mystischer Schriftsteller organisch vereint: die Gabe des Verf., zugleich klar und mit Wärme zu schreiben. Vielleicht wäre die Teilung oder wenigstens die weitere Ausführung in einem theoretischen und einem anderen praktischen Werk noch geeigneter. Als Gewinn wird man auch eine Tatsache buchen, die sich aus den fast 1000 mit ungeheurem Fleiß gesammelten Anmerkungen ergibt: was für ein Schatz von scholastisch-mystischer Literatur in den Migne-Bänden verborgen ist.

Der erste scholastische Teil der Schrift bedarf noch einer etwas eingehenderen Würdigung. E. hat die einzelnen Glieder von Thomas' System der Liebe überaus fein herausgelöst, ihren Zusammenhang und gelegentlich ihre nicht ganz vollkommene Anpassung infolge des verschiedenen Ursprunges dargetan. Vor allem aber hebt er mit Recht die wesentliche Einheitlichkeit und Konsequenz des Systems hervor. Vielleicht hätte das noch deutlicher gemacht werden können durch den Hinweis, daß die Auffassungen des Aristoteles und des Dionysius sich (in bezug auf ihre objektiven Wahrheitsmomente) unschwer vereinigen lassen, wenn man sie als Behandlung der gleichen Sache von verschiedenen Ausgangspunkten her bewertet: Aristoteles geht vom Konkreten und vom Ich aus, Dionysius vom Allgemeinen und von Gott. Daher betont jener mehr das *bonum mihi*, dieser das *bonum in se*, während Thomas beides harmonisch verbindet. Nur scheint es fraglich, ob die spezifisch dionysische Fassung, die stark von der Emanationslehre abhängt, überhaupt zulässig ist. Denn unter Geschöpfen liebt nun einmal der Teil (das Individuum, der Bürger) das Ganze (die Spezies, den Staat) nicht schlechthin mehr als sich selbst, und dem Schöpfer gegenüber ist das Geschöpf kein Teil. Man wird sich also wohl damit begnügen müssen, als Grundlage der Liebe Gottes über alles die *absoluta bonitas Dei*, die *relativa bonitas Dei*, und die *ratio similitudinis* anzugeben und das Teilsein durch Geschöpfsein zu ersetzen. Weil dieses letzte einzigartig ist, darum gibt es nur eine Fremdliebe, die schlechthin die Eigenliebe übertrifft. Soweit aber eine Stufung der Liebe berechtigt ist, gibt es zwei Skalen, sie zu messen, die eine, die vom Ich, die andere, die von Gott ausgeht. — Da Thomas neben der *similitudo* als Grundlage der Liebe auch das *bonum mihi* ausdrücklich hervorhebt, möchte man im Zweiten eine

Ergänzung des Ersten angedeutet finden, die später Franz von Sales ausdrücklich, allerdings etwas einseitig, beifügt: die „correspondance“ als Grundlage der Liebe. So scheint auch eine Frage ihre Lösung zu finden, die nach E. bei Thomas offen bleibt: Wie kann das *amatum* den *amans* informieren, wenn dieser sich nicht schon vorher ihm zuwendet? Wenn kein bloßes Gleichsein, sondern ein Ergänzen vorliegt, wird das begreiflich, weil der *amans* sich von selbst nach Ergänzung ausstreckt. Die Liebe, die auf diesem Grunde erwächst, kann man, so seltsam es klingt, mit gleichem Recht eine *unio* und eine *ecstasis* nennen, eine *informatio* und eine *transpositio*. — Noch eine andere Auffassung des hl. Franz von Sales, die von der des Aquinaten abweicht, dürfte nicht ganz unberechtigt sein: daß er nämlich das Wesen der Liebe von der rein passiven *complacentia* auf den anschließenden *motus* verlegt. Darin gibt ihm wohl der gewöhnliche Sprachgebrauch recht.

E. Raitz v. Frentz S. J.

Dwelschauvers, Georges, *Traité de Psychologie*. gr. 8^o (672 S.) Paris 1928, Payot.

D., gegenwärtig Psychologieprofessor am *Institut catholique* zu Paris, ist schon seit drei Jahrzehnten in theoretischer und praktischer Psychologie tätig. Nach vielen Veröffentlichungen eigener Forschungen faßt er hier in einem Lehrbuch mittleren Umfangs den heutigen Stand des psychologischen Wissens zusammen. Jeder der sechs Teile des Buches umfaßt rund 100 Seiten, außer dem dritten mit 150. Eine gedrängte Übersicht sei hier gegeben.

Der erste, mehr einleitende Teil erörtert unter anderem die Eigenart der psychologischen Tatsachen gegenüber den physikalischen; er sondert scharf die verschiedenen Arten von Gesetzen, von den allgemeinsten bis hinab zu den besondersten; und beschreibt weitläufig die verschiedenen psychologischen Methoden. Mit der sachlichen Darstellung verbindet er, wie auch sonst im Buch häufig, eine historische Übersicht der Entwicklung der Lehre, wobei in berechtigter Weise die Leistungen der französischen Wissenschaft eingehend zu Wort kommen.

Der zweite Teil, die Hauptleistung des Buches, bespricht die Grundrichtungen der Seelenlehre, die Gesetze der psychischen Synthese, der Gewohnheit und des Unbewußten. Dem Atomismus gegenüber, der die psychischen Gebilde aus Elementen aufbaute, wird durchgeführt, daß die Summe der Elemente nie genügt, sondern ein Ganzes die Teile beherrscht, schließlich die Einheit des realen Ichs. In der Empfindung schon wirken Anpassungsbewegungen der Sinnesorgane, ererbte Dispositionen und Erfahrungen zu einer Einheitsbildung zusammen; die Wahrnehmung beginnt mit dem Gesamtbild, das die Elemente beherrscht; die Sprache geht vom Gesamtgedanken aus; beim Willen faßt die Entscheidung alles Vorhergehende zusammen. — Bei diesem Punkt wäre es wünschenswert, den Sinn der Synthese schärfer zu bestimmen; eine Einheit des Zieles in den sich folgenden Tätigkeiten zeigt ja auch eine Maschine; die engste Einheit wäre die Einfachheit des bewußten Aktes, der ein ausgedehntes Objekt als Einheit zusammenfaßt. — Die Gewohnheit, die schon Pflanzen nicht ganz fehlt, führt höher zu Bedürfnissen, wie beim Trinker; die motorische Grundlage, die ihr eigen ist, endet in den sekundären Reflexen. Mir scheint allerdings die Zurückführung der Leidenschaft des Trinkens nicht motorisch erklärbar. — Das Unbewußte endlich wird in eine Reihe mit wachsender Beteiligung des Bewußtseins geordnet: die Reflexe; die Dissoziationen, die Komplexe Freuds, die Instinkte; in